Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. — תדרכי נפשי עז — Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. — Cincinnati, O., den 3. September 1886. — Nummer 10

Der Kranz.

Seht Ihr dort das grüne Thor,
Fröhlich hüpft ich einst hervor,
Um mit vielen andern Kleinen
Mich zum Spiele zu vereinen.

Munter lief die kleine Welt
Oftmals über Flur und Feld,
Und mit manchem bunten Strauß
Kehrt ich froh und stolz nach Haus.

Veilchen blau mit goldnen Aehren,
Nein, das ließ ich nie mir wehren,
Wand ich dann zum schönen Kranz,
Schmückt' des Hauptes dunklen Glanz.

Lächelnd, oft mit ernsten Mienen
Sah die Mutter dies Beginnen,
Einmal sah ich gar auch Zähren,
Und ich konnt mir's nicht erklären.

Doch nun weiß ich ganz genau,
Was gedacht die gute Frau:
Wird ein ernster Kranz Dich schmücken,
Flieht Dich dies kindlich Entzücken!

Minna Neuer.

Ein deutscher

Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

Die beiden Männer, der Minister und der Graf, blieben allein; es war eine Pause eingetreten. Röder mochte das Gespräch nicht eröffnen, und Oppenheim schien mit seinen Gedanken weit ab. Endlich erhob er sein Haupt.

„Du, Röder, gibst mir wohl vollkommen Recht, nicht wahr? Du kamst nur deshalb mit Deinem Erstgeborenen, weil er Deine Gegenrede nicht beachtet hatte, weil er Dich plagte, es doch zu versuchen und weil Du ihm beweisen wolltest, daß Du im Rechte warst mit Deiner vorausgesagten Ueberzeugung, daß ich die Werbung zurückweisen muß; ist's nicht so?"

Graf Röder hatte während des Zwiegespräches des Ministers und seines Sohnes Zeit gehabt, seine Gedanken zu sammeln, zu einem Entschlusse zu gelangen und diesen zu formuliren. Er wollte eine Verbindung mit Oppenheim, und jetzt mehr als je, und es sprachen gewichtige Gründe dafür. Röder war nicht weichen Herzens, aber er war ein guter Vater; er konnte nicht erkennen, ob die Leidenschaft seines Sohnes für des Ministers Tochter eine dauernde würde, allein er sah, daß Heinrich das Versagen seines Lieblingswunsches für jetzt unglücklich machen würde — und Heinrich war sein ältester Sohn, sein Stolz, die Freude seiner Mutter. Das, was Heinrich in überschäumender Wuth gesagt, daß Oppenheim seinen Schwiegersohn aus den Häusern der regierenden Fürsten suche, schien ihm nicht unwahrscheinlich. Die Stellung der Juden in Deutschland war eine so tiefe und Oppenheim dagegen stand so hoch, daß er durchaus mit andern Menschen nicht verglichen werden durfte, seine Laufbahn war eben einfach unbegreiflich. Es schien fast, als ob es nur an Oppenheim liege, in Rang und Ehren den höchsten Standpunkt zu erlangen, er brauche nur zu wollen und es geschah — sollte er nicht auch der Schwiegervater einer Majestät werden können? — zweifellos! Die Verbindung Heinrich's mit Clara — dachte sich nun Röder — würde jenen überglücklich machen und ihm zu rascher Carriere verhelfen.

„Oppenheim, Du hast von Gründen gesprochen, ich bitte um diese, denn ich billige den Plan meines Sohnes. Ich weiß, er liebt Dein Kind mit nicht zu schildernder Gluth und ich hoffe, daß ich Dir dadurch noch näher treten werde, daß wir beide, Du mit Deiner gewaltigen, ich mit meiner bescheidenen Kraft uns vereinigen würden, unser Vaterland groß und glücklich zu machen. Ich dachte, daß ich Dir die widerspenstigen Landstände zuführe, eine dauernde Versöhnung anbahne, daß sich endlich um Fürst, Regierung, Stände und Volk das Band der Liebe und Eintracht schlinge. Ich dachte mir, Dir, dem großen Meister, bei Deinem Werke als treuer Geselle zur Seite zu stehen — und unser Sohn, so dachte ich mir's, soll Dein gelehriger Schüler werden — und wenn wir beide einst ergraut, wenn wir als Greise uns vom politischen Leben zurückziehen, dann solltest Du die Last der Staatsgeschäfte ganz auf Heinrich's Schultern wälzen; er sollte der Erbe Deiner Gedanken, Deiner Thätigkeit werden, er sollte ein treuer Wächter und Schützer Deiner segensreichen Errungenschaften für Volk und Menschheit werden. Oppenheim, ich bin kein verblendeter Vater, ich weiß, mein Heinrich hat nicht Dein Genie, nicht Deinen durchdringenden Scharfblick, nicht Deine staunenswerthe Allseitigkeit, — ein Oppenheim ist mein Heinrich nicht, einen zweiten Oppenheim gibt es eben nicht, aber mein Sohn ist ein tüchtiger Mann mit gutem Willen, der unter Deiner Anleitung gewiß ein bedeutender Staatsmann werden wird. Das alles dachte ich mir so schön — und Du sprichst von Gründen! Gestatte mir, zu glauben, daß diese doch zu entkräften sein werden. Wenn das Herz Deiner Tochter noch frei ist, woran ich nicht zweifle, wenn Deine Tochter gegen meinen Sohn, der doch kein häßlicher oder unliebenswürdiger Mensch ist, keine Abneigung hat, was wahrscheinlich ist, wenn Du, der Du als Jude Minister eines katholischen Fürsten in einem evangelischen Staate bist und daher jede Religion achtest, der Du Denker genug bist, um zu wissen, daß nicht die äußere Form, in der wir Gott anbeten und verehren, für den Werth des Menschen entscheidend ist, wenn Du, sage ich, den durch das Machtgebot der Verhältnisse nothwendigen Religionswechsel Deiner Tochter gestattest, so sehe ich wahrhaftig keinen Grund gegen diese Verbindung, keine Schwierigkeit, die dieser entgegen stünde; und ich halte Dich für einen vorurtheilsfreien, auf die Alltäglichkeit und Gewöhnlichkeit mit Verachtung herabblickenden Menschen. Siehst Du, Oppenheim", Röder versuchte es jetzt mit scheinbarer Offenheit und Gemüthlichkeit, „ich, der ich Dir gegenüber in geistiger Beziehung als Zwerg neben einem Riesen erscheine, ich bin wahrhaftig vorurtheilsfrei. Ich lege keinen übermäßigen Werth auf meinen alten Adel. Du weißt, mein Haus zählt zu den ältesten des Landes, meine Gemahlin gehört dem edelsten Geschlechte Norddeutschlands an, und Du wirst meine offene Geradheit nicht falsch deuten — es wird Manchen im weiten heiligen deutschen Reich geben, der Graf Röder tadeln wird, daß er für seinen erstgeborenen Sohn, für seinen Stammhalter um die Tochter eines Juden wirbt, wenn dieser Jude auch Minister Oppenheim ist, und die stolzen Verwandten meiner Frau, deren Ahnen bis in die Urzeit hinaufreichen, werden es mißbilligen. — Aber mein Sohn liebt Deine Tochter, ich achte und verehre Dich — ich halte diese Verbindung als segensreich für das Land, für [illegible] solcher Schritt, der tief in die t[illegible]en Verhältnisse des Lebens einar[illegible]rkt entscheidender, als alle [illegible] Bestimmungen, die zuerst, bevor sie durchgeführt werden, auf heftige Opposition stoßen, und dann, wenn mühevoll durchgesetzt, nicht praktisch durchdringen, nicht zur lebendigen Entwicklung gelangen — doch ich wollte um Deine Gründe bitten und habe im Vorhinein Gegengründe entwickelt."

„Freund! ich glaube, Du verquickst wohl mit redlicher Absicht Unzusammengehöriges. Daß Du mich in meinen Bestrebungen unterstützen willst, dafür bin ich Dir dankbar; wenn es Dir gelingt, die Landschaft dauernd zu versöhnen, so wirst Du der guten Sache einen unschätzbaren Dienst erweisen. Auch damit, lieber Röder, wäre ich einverstanden, Dei[nen] Sohn als Deinen und meinen hoffnungsvollen Zögling zu betrachten, ihn zum Erben und Vollstrecker unserer Ideen zu machen; aber deshalb braucht ja Dein Sohn nicht mein Tochtermann zu werden! — Wem sonst, als Deinem Sohne, sollte ich im Falle meines Ablebens oder Zurücktretens vom Amte meine Nachfolge übertragen?"

„Deinem Schwiegersohn!"

Oppenheim blickte erstaunt in des Grafen Gesicht.

„Aber, mein Lieber", sagte er lächelnd, „Du denkst doch kaum, daß man in Würtemberg die Ausnahme zur Regel machen wird? Zwei jüdische Minister hintereinander?! Freund, das kann wahrhaftig Dein Ernst nicht sein! So unrichtig bist Du auch in andern Veraussetzungen. Meine Clare würde ihren Glauben nicht ablegen, nicht um den höchsten Preis aus dem Judenthum treten. Dieser eine Grund allein schon genügt, Dein ganzes Projekt umzustürzen und schließt jedes weitere Darandenken aus. Uebrigens würde ich Dir, selbst unter andern Umständen, nicht zu einer solchen Verbindung rathen. Namentlich die Frauen in Deiner Familie könnten es nie vergessen, daß die Gräfin Röder eine geborene Jüdin ist und hätte Unheil zur Folge. Wenn ich stürbe, wenn mein Glanz plötzlich erlöschen würde, was würde aus meinem armen Kinde werden? Lege die Hand aufs Herz, Röder, gestehe offen und ehrlich: Wolltest Du um die Tochter des Josef Süß-Oppenheim für Deinen Sohn werben, wenn jener nicht der Freund des Herzogs, Premierminister in Würtemberg, sondern nur der Hoffaktor des Bischofs von Würzburg wäre? Was wäre dann aller körperlicher und geistiger Reiz eines Judemädchens für das Haus Röder? Nun sieh! diese Veränderung kann ja möglicherweise eintreten, was dann?"

„Eine Veränderung?“ stammelte Röder.

Es entstand eine Augenblickspause, dann ergriff Oppenheim wieder das Wort.

„Röder, ich bin ein eigenthümlicher Mensch, wem ich vertraue, dem vertraue ich ganz. Also höre mich. Der Herzog ist bekanntlich mein intimer Freund, und zwar mit gutem Grund. Er schützt mich mit all seiner Macht gegen meine zahlreichen Feinde, aber er ist doch nicht allmächtig; über ihm steht der deutsche Kaiser. Auch Kaiser Karl der sechste gestattet und wünscht, daß ich Minister bleibe, weil ich zufällig gleiche Ansichten in der Politik habe, wie sie das Haus Oesterreich jetzt verfolgt. Unser Herzog ist ein großer Feldherr und ein noch größerer Anhänger des Kaiserhauses, weshalb man ihn in Wien liebt und ihm jeden seiner Wünsche gerne erfüllt. Oesterreich liegt zudem mit Frankreich in immerwährender Fehde. So lange nun die Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich dauern, ist Süddeutschland ein unschätzbares Bollwerk gegen die Franzosen und Würtemberg ist strategisch der wichtigste Punkt; das ist der Grund, daß von Wien aus unser Herzog wie ein Schooßkind behandelt wird, und dieser Verhältnißverknüpfung verdanke ich es, daß meine Stellung zunächst unerschütterlich ist. Wenn aber Oesterreich seine Politik ändert, mit Frankreich Frieden schließt, um in der Türkei Eroberungen zu machen, welcher Plan das Kabinet in Wien gegenwärtig beschäftigt, handelt man erstens gegen meine Ansicht, zweitens hört die Wichtigkeit Würtembergs auf und ich muß demissioniren. Dir das noch eingehender auseinander zu setzen, kann in dieser Stunde nicht geschehen, aber Du weißt doch genug, um einzusehen, daß meine Glorie rasch einmal verschwinden kann.“

„Das sehe ich allerdings ganz gut ein“, meinte Röder kleinlaut und schwieg gedankenvoll.

„Was bin ich aber dann, wenn ich nicht mehr Minister bin? nichts! Ich bin nicht Graf, nicht Edelmann, folglich in den Augen der Aristokraten kein gesellschaftsfähiger Mensch, und mein Kind? — Nein, Freund, ich kann nie in eine so unvernünftige Verbindung treten.“

Röder war noch immer nachdenklich. Wenn Oppenheim freiwillig vom Amte zurücktrat oder entlassen werden müßte, war Clara, die schöne Jüdin, keine passende Schwiegertochter für einen Grafen Röder, — aber diese Eventualität war ja noch immer fraglich! Und gesetzt auch, es träte dieser Fall etwa in einer spätern Zeitperiode ein, konnte die Zwischenzeit nicht noch recht vortheilhaft für das Haus Röder ausgenützt werden? konnte der Graf, der sich dem Minister mittlerweile recht nahe stellen würde, nicht im letzten Moment den Freund hinabstoßen und schnell seine Stellung einnehmen? — und sein Sohn war ja Protestant, seine Ehe also nicht unlöslich! Der Sturz Oppenheims wäre wohl Scheidungsgrund genug, überdachte rasch der unedle Aristokrat, im Gegentheil, als ein Opfer mußte es dem jungen Grafen angerechnet werden, wenn er sich entschloß, das holde, schöne Weib von sich zu stoßen, weil deren Vater seines Amtes unwürdig geworden war. Aehnliches ist oft vorgekommen. Bis zu jener Zeit war wahrscheinlich auch schon die wilde Leidenschaft seines Sohnes durch den Besitz des heißbegehrten Weibes erloschen, dieser hatte sein Ziel erreicht, er war bis dorthin glücklich gewesen, ohne dann dafür leiden zu müssen. In jedem Falle wollte er heute die Einwilligung des Ministers mit heim bringen, dann ließ sich ja im Familienkreis noch immer erwägen und überlegen und eventuell der Plan aufgeben.

„Auch in dieser Richtung, auch um Deine Stellung in jedem Falle zu befestigen und zu sichern, wollte ich Dir einen Vorschlag machen“, meinte Röder, „den ich Dir, bei meiner Freundschaft für Dich, auch sonst unterbreitet hätte, auch wenn ich nicht für meinen Sohn um Deine Clara würbe.“

Der Minister machte eine Bewegung der Ungeduld, die dem ermüdend wiederholten Andrängen Röder's galt; — aber er war neugierig geworden.

„Was meinst Du mit Deinen räthselhaften Worten?“

„Oppenheim, Du bist ein großer Mann, aber während Du alle Pflichten als Beamter und als Vater in gewissenhaftester Weise zu erfüllen suchst, vergißt Du ganz an Dich selbst. Du bist, wie ich glaube, zweiundvierzig Jahre alt, bist ein schöner, herrlicher Mann, manch holdes Frauen- und Mädchen-Auge folgt Deiner herkulischen Gestalt; man sagt, Du bist nicht nur der genialste, Du bist auch der schönste Mann im Lande, — und sollte Dir in der That das entgangen sein, wovon der ganze Hof spricht? Unter den vielen Damen, die sich vergeblich bemühen, Deine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, ist auch die schöne Gräfin Anna von Schallenberg, eine stolze Jungfrau, die trotz ihrer zahlreichen Anbeter und trotzdem sie schon vierundzwanzig Jahre alt ist, doch noch nicht gewählt hat. — Dir, Oppenheim, möchte sich die unbezwungene jungfräuliche Festung gern ergeben — trau meiner Erfahrung — ich weiß es überdieß aus sicherer Quelle. — Es schwärmen die schönsten Damen des Hofes für Dich — die reife Leonore von Bentingen — ihre Tochter Leonore von Lodingen — allein das sind keine Partien für Dich; — aber Anna von Schallenberg, die reichste, schönste Dame im Lande, mit einer zahlreichen, einflußreichen, ja mächtigen Verwandtschaft, die würde für Dich passen, — da könntest Du Deine Stellung fest begründen. — Die Schallenbergs können in Gemeinschaft mit Dir einer Großmacht trotzen — und die ließen Dich nicht fallen. — Wirb um Anna's Hand, ich weiß es bestimmt, der Herzog wird hoch erfreut sein und —“

Röder stockte. Eine Purpurröthe, wie er sie an dem leicht sich beherrschenden Manne noch nicht bemerkt hatte, war über das Gesicht des Ministers geflogen. Leonore Lodingen, die Buhlerin des Herzogs Rudolf, war seine Tochter, und sie hatte — o, grauenerregender Gedanke — ihr lüsternes Auge zu ihm, dem Vater erhoben; hatte denn nicht die Natur ihr die warnende Stimme ins Herz gelegt? glich sie, sein Kind, nur ganz ihrer Mutter?

Röder mißdeutete begreiflicherweise Oppenheim's Bewegung, er konnte den Grund nicht errathen.

„Bist Du überrascht, Freund?“

Oppenheim war seiner Erregung Herr geworden.

„Der Herzog hatte mir einmal Aehnliches angedeutet, ich habe ihm geantwortet: Den Antrag, so ehrenvoll er auch für mich ist, muß ich aus vielen Gründen mit aller Entschiedenheit zurückweisen, aus vielen Gründen, von denen jeder einzelne schwerwiegend und für mich ausschlaggebend ist. — Lieber Freund, nichts von dieser Ehe!“

Röder blickte mißmuthig auf Oppenheim. War der Mann in der That völlig unfaßbar? Hatte Schwerin doch Recht gehabt, als er ihn frei von jeder Leidenschaft schilderte? War er ebenso sittlich rein wie genial, oder wollte er sich nur nicht binden? Das Wahre zu finden war doch eines Versuches werth.

„Freund, sprach Röder, sich mit einem faunischen Lächeln dem Minister nähernd und ihm die Hand vertraulich auf die Schulter legend, „wie ich aus sicherer Quelle weiß, ist Anna von Schallenberg, wie alle andern Damen des Hofes, sterblich in Dich verliebt. Ich wette, die reizende Anna gestattet Dir jede Gunst und —“

Oppenheim unterbrach ihn, denn vom Beginn des Besuchs der beiden Röder bis jetzt war kein Wort gesprochen worden, das dem Minister gefallen hätte; nun nahm aber erst recht das Gespräch eine unerquickliche Form an; dem mußte ein Ende gemacht werden.

„Wir sind von einem Thema zum andern übergesprungen und von der eigentlichen Sache abgekommen. Kehren wir zu dieser zurück. — Röder, verlange von mir Menschenmögliches und ich will es thun. Was Du aber in Bezug auf unsere Kinder verlangst, liegt außer dem Bereiche des Erfüllbaren. Ich und meine Clara, wir bleiben unserem angerbten Glauben treu, und es giebt auf Erden keinen Preis für diesen. — Vergieb mir, Röder, aber ich muß Deine mich beehrende Werbung zwar mit Bedauern, aber entschieden verneinen.

Diese wiederholte entschiedene Zurückweisung machte Röder vor Zorn erbleichen. Er hörte aus den Worten des Ministers nicht die Gründe, er hörte nur das „Nein“.

„Aber“, rief er, „mein Heinrich liebt Deine Tochter, er hängt an ihr mit seiner ganzen Seele, — ihm sie verweigern, hieße, ihm sein Lebensglück rauben; bedenke das, mein Freund!“

Oppenheim blickte ihn mit tiefstem Ernst an.

„Das wird wohl nicht der Fall sein. Des Menschen Herz kann viel vertragen, seine Seele kann unendlich Schweres verwinden. — Gott wird helfen, wenn Heinrich zu vergessen bestrebt sein wird — und Du, Röder, hast vier Kinder, ich aber habe nur ein einziges, und dieses eine ist mir Alles auf Erden. — Clara liebt Deinen Sohn nicht, — ich kenne ihr reines Herz, das offen vor mir liegt, — aber wenn sie auch mit tausend Liebesbanden an ihn gefesselt wäre, wenn sie nicht ohne ihn leben wollte, — *ich risse sie los* und wenn auch ihr Herz darüber brechen sollte, wenn sie sofort in meinen Armen stürbe, — so wahr mir der allmächtige Gott helfe! — Pflicht geht über Neigung, über Alles! — Röder, Du wirst mir's nun hoffentlich glauben, daß mein Entschluß unerschütterlich ist“

Graf Röder war wie niedergeschmettert. Zurückgewiesen! rief es in seinem Innern, eines lächerlichen, unsinnigen Vorurtheils wegen! Mein Sohn, der glänzendste Cavalier des Landes, zurückgewiesen — von einem — Juden!

Der letzte Rest von Dankbarkeit zog aus dem weitgeöffneten Thore seines Herzens und tausend Dämonen des Hasses und der Rachsucht zogen dagegen triumphirend ein.

Röder war wortlos. Mit einer stummen Verbeugung verabschiedete er sich.

Oppenheim schüttelte ihm treuherzig die Hand.

„Verzeih mir's, lieber Bruder, es thut wir weh, — aber ich kann nicht anders!“

— — — — —

Im Vorzimmer stand Röder einen Moment nachdenklich.

„Was Du mir auch bisher an Freundschaft erwiesen, das betrachte ich mit dem heutigen Tag zurückbezahlt zu haben und ich schulde Dir nichts sonst, als Rache. Was Du mir heute angethan hast, das sollst Du schwer büßen, Jude!“ murmelte er. „Warte! — der Zahltag kommt bald.“

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Franz Miltenberg hatte alle seine Verbrechen mit eingehender Genauigkeit gestanden. Zuerst hatte er freilich zu leugnen versucht, aber bei der Confrontation mit Hummer erlag er sofort den wuchtigen Angriffen des Erbitterten, schwer Gereizten. Als er es gewagt hatte, Hummer's und Kaltenbrunn's Behauptungen zu widersprechen, genügte bei dem feigen Manne der Hinweis auf die Folter, um ihn zu veranlassen, die volle Wahrheit in ihrem ganzen Umfange zu gestehen. Der grausame Wicht, der mit kaltem Blute lachend einen Menschen zu Tode peitschen lassen konnte, wälzte sich weinend und um Gnade heulend auf dem Boden.

Oppenheim mußte auf Befehl des Herzogs bei dem Verhöre anwesend sein. Er konnte sich, trotz des Mitleids, das er mit seinem nun ohnmächtigen Feinde fühlte, einer Empfindung tiefen Ekels nicht erwehren.

Miltenberg hatte nichts von den Tugenden seines Vaters, er hatte nur dessen Fehler geerbt, die sich bei ihm zu furchtbaren Lastern erweitert hatten.

Nach mehrtägigem Verhöre, wo die vollständige Ueberzeugung gewonnen worden war, daß der versuchte Fürsten- und Ministermord lediglich von Franz Miltenberg allein ausgegangen war, daß kein Anderer, als die Verhafteten und Franz

Jürgen von diesem Plane wußten, war ein Todesurtheil gefällt worden — von einer Furchtbarkeit, daß die Hand beim Niederschreiben erzitterte und die Feder sich sträubte.

Miltenberg sah ein, daß er vom Gerichtshofe keine Milde zu erwarten hatte. Das Mißtrauen, das der Herzog den Richtern dadurch bewiesen, daß der Minister bei dem Verhöre und Urtheilsspruch anwesend sein mußte, veranlaßte sie, ihre Loyalität in unzweifelhafter Weise zum Ausdruck zu bringen, und je raffinirter die Marter war, die sie für den Verurtheilten ersannen, desto glänzender glaubten sie sich zu rechtfertigen. Es war daher der Minister, an den sich Miltenberg mit seinem herzzerreißenden Flehen gewandt hatte. Er warf sich tobend auf die Knie, umfaßte krampfhaft Oppenheim's Füße, indem er weinte und schrie: „Seien Sie barmherzig, Herr Minister! Seien Sie mein Fürsprecher bei des Herzogs Gnaden! Ich bitte ja nicht um mein Leben, — aber nur nicht diesen entsetzlichen Tod lassen Sie mich sterben!"

„Lassen Sie von Ihren Verwandten ein Gnadengesuch beim Herzog einreichen", antwortete Oppenheim, aber er erhoffte selbst keinen Erfolg davon für den Verurtheilten.

— — — — —

Der Minister war in großer Aufregung in seiner Wohnung angelangt. Ein Sturm von Gefühlen tobte in seiner Brust. Er erinnerte sich jenes Momentes, wo er als verführter Jüngling unschuldig und schutzlos vor dem Manne gestanden war und ihn gebeten hatte, einen schmachvollen, unverdienten Tod von ihm abzuwenden, und er, Oppenheim, hatte das Leben des Nichtswürdigen schon früher einmal gerettet; — und neben dem Mitleid, das der Edle auch dem Unedlen, dem Unwürdigen gegenüber empfindet, hatte er eine Fluth von Gedanken in seiner Seele heraufbeschworen. Eine Vorhersagung, die er fast vor einem Vierteljahrhundert wohl in sinnloser Verzweiflung, ohne klares Bedenken ausgesprochen, war in überraschendster Weise eingetroffen. War das ein Wink des Höchsten, in seiner Stellung auszuharren, die vorgesteckten Ziele ganz und voll zu erreichen? — und er stand noch weit von dem ersehnten Resultate, — er war ein Feind jeder Grausamkeit, — und doch konnte noch immer ein so entsetzliches Todesurtheil in Würtemberg gefällt werden. Was hatte ihm all sein Ringen, all sein Kämpfen gefruchtet? War er jetzt als allgewaltiger Minister imstande, einen Akt brutalster, menschenschändendster Grausamkeit von dem Verbrecher abzuwenden? Der Herzog, der sonst jeden seiner Wünsche erfüllte, würde — das wußte er wohl — mit eigensinniger Hartnäckigkeit das Gesetz walten lassen, ein Milderungsurtheil als eine ihn und andere Fürsten schwer gefährdende Nachgiebigkeit betrachten. Er fühlte es wieder in diesem einen Falle, er war ein Einzelner gegen Alle, er stand allein im Kampfe gegen die Gesammtheit. — Noch ein anderer Gedanke war in seiner Seele aufgetaucht, er gedachte der beiden Schwestern Leonore und Marie. Die erstere hatte gehalten, was sie versprochen, sie war eine verderbte, schamlose Dirne geworden, sie hatte den edlen Namen, den sie trug, geschändet und besudelt. Und beide, Mutter und Tochter, waren der Liederlichkeit verfallen. Den Zweifel, ob es nicht seine Pflicht schon längst gewesen wäre, hier hindernd einzuschreiten, konnte er immer nicht los werden. Allein, was half das? sagte er sich stets wieder; vom Wege des Lasters kann ein Mann abgebracht werden, wenn er auch scheinbar noch so tief in dasselbe versunken zu sein scheint; ein Weib aber, wenn es den ersten unehrenhaften Schritt gethan hat, ist es rettungslos verloren, und je höher es zuerst gestanden war, desto tiefer kann es sinken. Marie — die Schwester Leonore's — jetzt tauchte auch Marie's Bild, das stets nur leicht verhüllt vor seiner Seele schwebte, in den lebhaftesten, naturtreuesten Farben vor seinem Geiste auf. Marie war ihm ein vollkommen ungelöstes Räthsel; sie hatte ihn geliebt, wohl reiner, inniger als ihre Schwester, sie hatte ihn zweifellos nach vierundzwanzig Jahren wieder erkannt. Nach ganzen vierundzwanzig Jahren wieder erkennen, einen Mann, plötzlich, mit einem einzigen Blick erkennen — das vermochte nur reine Liebe. Oppenheim hatte ja bemerkt, daß Marie ihren Gatten Helfenstein in dem entscheidenden Momente von seinem Vorhaben gegen den Minister abgerathen hatte; das mochte doch wohl eine Regung des Mitgefühls und der Theilnahme gewesen sein — und sie glaubte sich doch einst tödtlich beleidigt. O, Marie war edler, gewiß, bestimmt, tönte es in Oppenheim's Herzen; sie hatte damals, in jener furchtbaren Stunde, nicht ihre Stimme für seinen furchtbaren Tod abgegeben; sie hatte es vielleicht versucht, ihn zu retten; der Gedanke, der zuerst scheinbar unbegründet Oppenheim's früher verbittertes Gemüth oftmals durchzitterte, hatte, seitdem er Marie wiedergesehen, feste Wurzel geschlagen, und nun sollte er gegen seinen Willen die mittelbare Ursache sein, daß ihr Bruder Franz Miltenberg eines so furchtbaren, gräßlichen Todes sterbe; es war ihm ein Gedanke voll unendlich quälenden Schmerzes. Dazu gesellte sich noch in dieser trüben Stunde der Gedanke an sein herrliches, reines Kind, an seine Clara, an welcher sein Herz mit tausend unzerreißbaren Fäden hing, und die er wegschicken wollte von sich, — weit weg in ein fernes Land, von der er nun für einen beträchtlichen Theil seines Lebens getrennt sein sollte. Und wenn — in Momenten berechtigter Aufregung zuckten finstere Gedanken in seinem Innern auf — wenn der Herzog plötzlich stürbe — wenn er dann seinen Gegnern unversehens erläge — die Feindschaft jener Zeit war grausam und blutlechzend — wenn es ihm nicht mehr vergönnt sein sollte, sie in diesem Leben wiederzusehen! — — — Es war ein wildes Gedankenchaos, das seine Seele zermarterte!

„O!" rief Oppenheim, seine Hände krampfhaft an die glühende Stirne pressend, „einen Moment der Erholung! einen Moment der Ruhe!"

Sein Blick fiel zufällig auf seine Geige, sein Lieblingsinstrument; er griff hastig nach ihr und machte seiner bedrückten Seele in prachtvoll schönen Tönen Luft, und je länger er spielte, desto beruhigter wurde er.

— — — — —

Marie Helfenstein hatte selbstredend das lebhafteste Interesse an dem Schicksal ihres Bruders genommen. Da es sich mit zweifelloser Klarheit herausgestellt hatte, daß ihr Gatte bei diesem Verbrechen vollkommen unbetheiligt war, hatte es der Adel nicht für nothwendig gefunden, sich von ihr zurückzuziehen, sie hatte jedenfalls die Sympathien für sich, und sie wurde von einzelnen gut Unterrichteten über den Verlauf der Untersuchung in Kenntniß gesetzt. An dem Tage, wo das Urtheil gefällt werden sollte, wurde ihr schon am frühen Morgen berichtet, daß ihr Bruder zu einem Tode von furchtbarer Gräßlichkeit verurtheilt werden würde. — Auch Leonore von Bentingen hatte dies erfahren.

Die beiden Schwestern waren, seitdem der junge Jude ihre Herzen von einander getrennt und Feindschaft zwischen ihnen gestiftet hatte, stets in gespanntem Verhältniß geblieben, und als Leonorens Gatte gestorben und diese nunmehr, aller Fessel frei, sich einem zuchtlosen Leben ergab, hatte sich zu dem tiefen Grolle, den Marie gegen ihre Schwester empfand, auch die Verachtung beigesellt; und jetzt, wo sie die offenkundige Maitresse des Herzogs von Würtemberg-Vels war, blieb Mariens Haus ihr verschlossen. Aber heute entschloß Marie sich doch, ihre Schwester Leonore, die sich bei ihr zu einer wichtigen Besprechung hatte anmelden lassen, zu empfangen, sie wußte, daß es sich bei dieser um ihren einzigen Bruder handeln würde, der sich zwar nie ihre Zuneigung erworben, aber jetzt unendlich zu bedauern war.

Die beiden Schwestern saßen in Mariens Budoir beisammen.

„In welcher Weise glaubst Du, Leonore, wäre das furchtbare Schicksal, das Franz bedroht, abzuwenden!" frug Marie ... „Am einfachsten schiene es mir, wenn Dein Freund ... Carl Friedrich sich bei dem Herzoge für unseren armen Bruder verwenden, für ihn um Gnade bitten würde."

„Ach! wo denkst Du hin! ... Carl Friedrich den Herzog für meinen Bruder um Milderung flehen! .... Er ist zu stolz dazu, ... dann als naher Verwandter! Müßte er nicht fürchten, daß seine Absichten mißdeutet, daß Carl Alexander, der sich in furchtbar gereizter Stimmung befindet, glaubt, daß er mit den Unzufriedenen gegen ihn conspirire, daß er den Mordanschlag gebilligt habe? ... oh! wir haben Rücksichten zu nehmen."

„Rücksichten!" fuhr Marie mit aufflammendem Zorne empor. „Rücksichten! — wo es sich darum handelt, den einzigen Bruder nicht einen Tag lang in unsagbarer Qual langsam zu Tode martern zu lassen.... Leonore, wir werden in unsern Ansichten nie übereinstimmen. — Ich habe, bei Gott! nie Grund gehabt, Franz zu lieben; — aber wenn ich ihn mit meinem Leben retten könnte, ich gäb' es gerne hin!"

„Glaubst Du etwa," rief Leonore gereizt, „daß es mir lieb ist? ... aber Carl Friedrich ist nicht zur Fürsprache zu bewegen, — mein Herzog gilt auch leider wenig bei Carl Alexander .. da hätte noch Carl Rudolf mehr Einfluß ..."

„Nun!" rief Marie freudig, „der liegt ja ganz in den Banden Deiner Tochter, ... der soll's versuchen .... wenn es uns nur gelänge, das furchtbare Todesurtheil in Enthauptung umzuwandeln .. .. ich wäre zufrieden."

„Meine Tochter? ich stehe in gespannten Verhältnissen zu ihr. Die beiden Vettern, Rudolf und Friedrich, stehen sich fast feindlich gegenüber, — und Prinzen des regierenden Hauses und souveräne Herren! .. .... es ist eigenthümlich mit ihnen — sie lieben den Verrath, der sie dem Throne näher bringen kann, — aber sie hassen den Verräther, von dem sie den gleichen Verrath fürchten."

„Aber was soll geschehen? Das Urtheil wird heute gesprochen, ein blutathmendes Urtheil." Marie drückte die Hand auf die Augen, als könne sie hierdurch das schauerliche Bild ihrer Phantasie vernichten .... „Zwischen dem Aussprechen und dem Vollzuge des Urtheils ist nur eine kurze Frist — was geschehen soll — muß rasch geschehen — es ist unser Bruder — hast Du gar keine Gedanken, Leonore?" Marie zerriß vor Aufregung ihr feines Spitzentaschentuch.

„Es giebt meines Erachtens nur einen Weg. Der Herzog ist in dieser Angelegenheit unnahbar, — der bei dem für unsern Bruder Franz fürsprechen wollte, könnte leicht für ewig in die Dubletten von Hohenasperg verschwinden. .... Aber wenn man den Juden — den Minister Oppenheim gewinnen könnte, der ist der Einzige, der Vieles, vielleicht Alles über den Herzog vermag, — der dürfte auch wagen, für Franz fürzusprechen; den Juden, der als erstes Opfer fallen sollte, kann der Herzog wohl nicht der Parteilichkeit zeihen.... ah! dieser Jude ist, wie ich glaube, ein Phantast, ein Idealist; — er spielt sich auf den Edelmüthigen, auf den Beschützer der Bedrückten — ah! — wenn zu dem vielleicht schöne Frauen bitten kämen — vielleicht würde er den Preis bestimmen — und man würde ihn unverweigerlich bezahlen — zu dem Opfer müßte man sich entschließen!"

„Leonore!" rief Marie.

Jene mißverstand ihre Schwester. „Ah! Du glaubst wohl, weil wir beide über die erste Jugend hinaus sind? — Carl Friedrich kennt alle Schönheiten Europa's, und doch hatte ich, die Zweiundvierzigjährige, ihn in meinen Banden. Uebrigens, meine Tochter Leonore, die steht eben in ihrer vollsten Entwicklung.... dazu würde sie sich wohl mit uns verbinden ..."

„Leonore!" schrie Marie entsetzt auf.

„Ah bah!" entgegnete jene, während ein verächtliches Lächeln ihre noch immer schönen, vollen Lippen kräuselte. „Spielst Du Dich auf die Sittenpredigerin, auf die Moralistin? — lächerlich!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 3 September 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als allgemein e jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Deborah = = = =	$2 0
„ nach Europa = =	2 50
„American Israelite" = = =	4 00
Sabbath Visitor" = = = =	1 50
Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor = = =	3 00
Israelite und Visitor = = =	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse, = =	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede =	00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Warum sind es gerade die jüdischen Gelehrten, die einander so boshaft, so höhnisch und satyrisch angreifen, bei jeder Veranlassung so alle Achtung für's Publikum außer Auge lassen? fragte uns neulich ein nicht unbedeutender Zeitungsleser und fügte hinzu, daß man das sonst unter keiner Klasse von anständigen Menschen im ganzen Lande findet. Begeht Einer einen Fehler, sagt oder schreibt Einer irgend etwas, fallen Andere mit fanatischer Bosheit ganz rücksichtslos über ihn her. Wer z. B. Sie nur aus den auf Sie gemachten Angriffen kennt, müßte einen schlechten Begriff von Ihnen haben, fügte er etwas boshaft hinzu. Wir machten den Herrn darauf aufmerksam, daß die Bosheit und Rohheit sich nur auf einige wenige von „unseren Leuten" beschränkt u. z. im Publikum auf diejenigen, die nichts Besseres von sich gesehen haben, von einem edleren Benehmen keine Idee haben, und unter den sogenannten Gelehrten auf diejenigen, die nicht lange genug auf der Schulbank gesessen, die Rohheiten des Bachuthums abzustreifen, und in besserer Gesellschaft sich nicht bewegten, um edlere Sitten anzunehmen, was aber eine verschwindende Minorität ist, die zwar großen Lärm macht, aber sehr wenig Einfluß übt. Unser Mann schien damit nicht einverstanden, denn er fragte weiter: Ist nicht die Bosheit eine Erbsünde aus der Hölle hundertjährigen Druckes? Jawohl, war unsere Antwort, die aber nur noch in einigen rohen Gemüthern festsitzt, in Wort und Schrift zum Ausdrucke gelangt, weil der Jude, von seiner Religion geschützt, es nie zur rechten Bosheit gebracht, und weil wir denn doch schon das dritte oder vierte Geschlecht von denen sind, die der Druck entwürdigen konnte. Es ist vielmehr anzunehmen, daß die boshaften und rücksichtslosen Eiferer in Religionssachen religionslos und deßhalb auch gewissenlos sind. Die kümmern sich nicht darum, wen sie kränken, entehren, in's Unglück stürzen, zur Verzweiflung treiben, was sie zerstören oder welche Drachensaat sie aussäen. Vom Egoismus und der blinden Leidenschaft geleitet, lassen sie der rohen Natur freien Spielraum. Das schien unsern Mann zu befriedigen.

Im „Jüd. Tageblatt" lesen wir einen Bericht über eine in New York jüngst abgehaltene Versammlung „jüdischer Sozialisten", darunter wahrscheinlich auch die strikenden Setzer von der Sarasohn'schen Offizin. Wenn's halb so schlimm herging, als der Berichterstatter mittheilt, war es auch schon arg genug. Die Rohheit und Rücksichtslosigkeit scheinen sich gehen gelassen und ganz nach Belieben gewirthschaftet zu haben. Es scheint, daß diese Menschen es darauf absehen, den russischen Juden hier so verhaßt und verächtlich als möglich zu machen, was ihnen auch gelingen dürfte, da der Nihilismus und Sozialismus in unserem freien Lande besonders verhaßt ist und die Führer, oder vielmehr Verführer, als verächtliche Demagogen verabscheut werden. Der vernünftige Bürger fragt diese Leute: wenn unsere Landesgesetze euch nicht gefallen, warum seid ihr hierher gekommen? warum bleibt ihr hier? Es hat euch keiner gerufen und es hindert euch keiner, uns zu verlassen. Wenn ihr als Gäste euch nicht anständig betragen wollt, können wir euer Hiersein nur mik Ekel und Besorgniß dulden und müssen die Polizei aufmerksam machen, ein scharfes Auge auf euch zu haben, denn ihr scheint, gemeinschädliche Subjekte zu sein. Es steht nicht zu befürchten, daß diese Sozialisten, Nihilisten, Anarchisten, oder wie immer sie sich nennen mögen, auf das amerikanische Judenthum ein schlechtes Licht werfen, weil diese Klasse schon als gesetzestreue Bürger bekannt ist; was aber zu befürchten steht, ist, daß die russischen Juden die Verachtung und den Haß der bessern Bürger herausfordern. Wenn zu den herrschenden Vorurtheilen noch die Ueberzeugung hinzukommt, daß die Leute mit den Sozialisten und Nihilisten ihr Unwesen treiben, werden sie gar rasch sich von aller Welt zurückgestoßen und als gemeinschädliche Menschenklasse geächtet sehen.

Gute Menschen sind keine Fanatiker, Fanatiker, Ketzerriecher und Inquisitionshandlanger aber sind keine gute Menschen. Kaiphas hat nach dem Evangelisten Johannes den Satz aufgestellt, man müsse Einen der Wohlfahrt der Gesammtheit opfern. Jener war ein feiger Römerknecht, und ist seiner Ansicht im Talmud durch Ben Patira längst widersprochen, indem auf das jüdische Moralgesetz hingewiesen ist. „Wer sagt dir, daß dein Blut röther ist, als das Blut deines Nachbars?" Die jüdische Moral lehrt Schonung, Milde, Nachsicht und Barmherzigkeit für den Nebenmenschen erst, zu allererst, dann kommen alle andern Rücksichten. Einen Menschen ins Verderben stürzen, zur Verzweiflung treiben, ist eine Todsünde im Vergleich zu allen andern Observanzen und himmelpolizeilichen Spionagen. Ehrliche Reformer unterschreiben das מורידין וכא מעלין nicht, durchaus nicht. Ein Mensch kann fehlen und fallen, er kann aber auch wieder aufstehen, besonders ein Mann der Wissenschaft, wie schon der Talmud es ausgesprochen: ת״ח שעבר עבירה ביום וגו׳.

Das ist unsere Antwort auf die gegen uns im „American Hebrew" erhobene Anklage in Bezug auf die St. Louis Affaire.

Von dem Abgeordneten Lasker ist nur ein einziges nach dem Leben gemaltes Oelbild vorhanden. Dasselbe ist von dem in Rom ansässigen Maler Löwenthal ausgeführt. Im Jahre 1883 war es in der Berliner akademischen Kunstausstellung zu sehen und von allen Kennern als ein sehr gelungenes Kunstwerk ausgegeben worden. Nun soll dasselbe von einigen Freunden und Verehrern des Verstorbenen für die juristische Gesellschaft in New York angekauft werden. Wäre es nicht sehr wünschenswerth, daß das Portrait des unvergeßlichen Volksvertreters in Deutschland bliebe?

Gestohlen wurde am 21. August der Fürst von Bulgarien aus seinem Palast in Bulgaria. Die Diebe sind zum Tode verurtheilt, der Fürst aber ist auf Verordnung des deutschen Kaisers aus den Räuberhänden befreit worden und zu seinen Unterthanen zurückgekehrt. Das ist ein Sensation machendes Unternehmen; ein Fürstenraub ist etwas ganz Neues. Wenn russisches Gold und russische Intriguen die Revolte durchgeführt haben, wäre das nur ein weiterer Beweis dafür, daß in der sogenannten höhern Politik Moral und Recht keinen Einfluß üben. Um „höhere" Zwecke durchzusetzen, darf man also zu Meineid, Raub, Verrath und Revolution aufreizen, und zwar durch direkte Bestechung. Das klingt verzweifelt schlecht.

Gabriel Rießer, der unermüdliche, schneidige Vertheidiger der Judenemanzipation, hatte einst auch die Absicht, um die innere Emanzipation zu fördern, eine jüdische Zeitschrift herauszugeben, die der Belehrung und nützlichen Unterhaltung seiner Glaubensgenossen dienen sollte. Er theilte Saphir, der damals noch dem Judenthum angehörte, seinen Plan mit, indem er ihn gleichzeitig bat, ihn darin durch Mitarbeiterschaft zu unterstützen, wenngleich er, wie er am Schlusse bemerkte, „vorläufig Honorar —— nur rar zahlen könne". Saphir antwortete darauf postwendend: „Erhalte ich Honorar —— rar, dann schicke ich Beiträge —— träge."

Oberfranken ist gerettet! Der Herr Pinchas, Sohn des Eleasar Gelbart, der da ist Schächter, Porscher und Beschneider für die heilige Gemeinde in Burkundstadt im Bayerlande, hat es vollbracht— das große Rettungswerk. Dieser Herr, welcher, wie er in der Vorrede sagt, in Oberfranken seines Gleichen nicht hat, hat das Werk Tickun Ledavid herausgegeben, worin ausführlich und klar beschrieben ist, wie man das Fleisch, die Hinterviertel eingeschlossen, porschen müsse. Aus dem Mann kann noch etwas werden; er ist erst 36 Jahre alt und ist schon seit 18 Jahre in der Fremde. Er hat uns sein Werkchen zugeschickt und wir haben alle 28 Seiten gelesen. Wenn der Herr Pinchas Gelbart wieder ein Buch schreibt, rathen wir ihm, es an die jüd. Presse in Berlin zu senden, dort rezensirt man die Bücher, ohne sie zu lesen. Das Büchlein hat für professionelle Porscher einigen Werth, die Vorrede braucht Niemand zu lesen. Wir danken dem Herrn Pinchas Gelbart für sein Porschbuch und wünschen ihm besten Erfolg.

Adelige Mischehen und „jüdische Aristokratie".

Das größte Glück für eine junge Dame der sogenannten jüdischen Aristokratie ist es, wenn sie von einem Grafen oder Baron zum Weibe gemacht wird, mag derselbe auch verschuldet sein oder sonstige schlechte Eigenschaften haben. Da gilt die Religion Nichts. Wer würde auch einen Abraham oder einen Jacob oder gar einen Levi heirathen, wenn man einen Knut, Kurt, Stauf oder Hundt bekommen kann. Wenn der Knut von Knutingen auch eigentlich Schnorr von Schnorringen heißen sollte —— es macht nichts; jedenfalls wird man Gräfin oder Baronin. Das ist die Hauptsache. Die Religion, die Glaubensgenossen? Wer frägt danach —— das sind ja nur Juden und die sind „jüdisch" mit „jüdischen" Namen. Doch selten bringen die adeligen Ehen das Glück, das man in ihnen sucht; sie sind noch mehr als bürgerliche jüdisch-christliche Mischehen ein gewagtes Experiment. Auch die übrigen noblen Passionen und Allüren, welche bei den jüdischen Jung-Aristokraten unbedingt dazu gehören, um für „chic" zu gelten, können ihnen nicht das Glück geben, welches sie auf dem einfachen Wege der Bescheidenheit, der ihnen ziemt, finden würden. Wir reihen hieran zwei uns zugehende Mittheilungen:

Aus Wien wird geschrieben:

Eine aus Amerika hier eingetroffene Mittheilung, daß Graf Paul Festetics jr. dort eingetroffen sei und von New York aus, wo er zur Stunde weilt, eine Reise um die Welt antreten werde, hat nicht verfehlt, in den vornehmen Kreisen der Residenz großes Aufsehen zu erregen. Die Sensation wird Jedermann begreifen, der die Laufbahn des jungen Grafen und seine Verhältnisse kennt, und es dürfte vielleicht auch außerhalb Oesterreich-Ungarns interessiren, über diesen seltsamen Aristokraten und seine seltsamen Geschicke Einiges zu erfahren. Graf Paul Festetics ist als Sohn der enorm reichen ungarischen Magnatenfamilie Festetics geboren worden und zeigte schon als Knabe viel Eigensinn. Es würde zu weit führen, all' die tollen Streiche zu erzählen, welche er ausgeführt hat, und es genügt, wenn wir erwähnen, daß sein Vater, nachdem er für den jungen Grafen eine Schuldenlast von nahezu einer Million Mark tilgte, den Sohn bewog, die militärische Laufbahn zu betreten. Graf Festetics verhielt sich im Soldatenstande einige Monate ziemlich ruhig und wurde auf seinen Wunsch nach Wien versetzt, wo er sein flottes Leben wieder von vorne begann und eine sehr schöne Dame, die Gattin des jüdischen Bankiers Fischer, kennen lernte. Bankier F. wurde zu jener Zeit verhaftet und die schöne Frau blieb mit ihren Kindern allein. Es ist kein Wunder, daß Graf Festetics der Dame nun alle Unterstützung zu Theil

werden ließ, seltsam aber ist es, daß er eines Tages mit ihr in Klausenburg auftauchte und dort eine jener Ehen schloß, wie dieselben in Operetten üblich sind, im Leben aber ganz ungewöhnlich erscheinen. Von der Sensation, welche damals alle Kreise der Gesellschaft in Wien und Budapest erfaßte, kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Frau Fischer war eine Wiener Beaute, die Jedermann kannte und die sogar in den höchsten Kreisen der Wiener Gesellschaft Verehrer hatte. Graf Festetics war Mitglied einer der mächtigsten und reichsten Familien in Oesterreich-Ungarn und wäre in jedem vornehmen Hause gern als Freier aufgenommen worden. Seine Familie machte alle Anstrengungen, um die Ehe zu lösen; bat und drohte, aber Alles war vergeblich. Graf Paul wurde enterbt, seine Familie brach alle Beziehungen zu ihm ab, die Aristokratie verschloß ihre Paläste vor ihm — doch er ging mit seiner schönen Frau nach Paris und lebte dort in Saus und Braus, zumal sich immer gutmüthige Leute fanden, welche dem jungen Grafen Geld vorstreckten. Nach dem Tode seines Vaters kehrte Graf Paul Festetics nach Ungarn zurück. Er war in der That enterbt, aber seine Brüder wußten es so einzurichten, daß auch Graf Paul einige Besitzungen und einige hunderttausend Gulden Geld erhielt. Er ließ sich mit seiner Frau (welche die Kinder aus der ersten Ehe mittlerweile ebenfalls nach Budapest gebracht hatte) in der ungarischen Hauptstadt nieder. Es wäre vielleicht möglich gewesen, Alles in's richtige Geleise zu bringen, wenn nicht jener Scandal auf einem Hofballe entstanden wäre, der die Ausweisung der Gräfin Paul Festetics aus den Räumen der Ofener Hofburg zur Folge hatte. Man sagte damals, daß die Gräfin keine Einladung zu dem Hoffeste gehabt hätte, das scheint aber unrichtig gewesen zu sein ... Thatsache allerdings ist, daß Graf Paul Festetics am Tage nach jenem Hofballe Budapest verließ und seine Frau — allein ließ, die denn auch energisch genug war, eine Erklärung an die Zeitungen zu versenden, um ihre Ehre zu vertheidigen. Seither war sie häufig mit ihrem Gatten in Wien. Graf Festetics hat hier und in Budapest wiederholt Duelle gehabt und einmal den Grafen Theodor Andrassy (Sohn des Grafen Julius Andrassy) schwer verwundet; er hat gespielt, allen Rennen der Welt beigewohnt, aber all' das scheint ihm noch nicht genügende Zerstreuung geboten zu haben, denn er warf sich plötzlich der Politik in die Arme. Er candidirte als Abgeordneter der äußersten Linken, ein Jahr später als Vertreter der Regierungspartei, und endlich als Antisemit. Jede Wahl verschlang enorme Summen, obgleich der Graf überall durchfiel. In der letzten Zeit hatte er abermals mit financiellen Nöthen zu kämpfen und er verkaufte das beste Stück Land, welches ihm geblieben war, an die Gattin des ungarischen Finanzministers. Mit dem Gelde, das er nun erhielt, angeblich siebzigtausend Gulden, reiste er nach Amerika und ließ seine Frau mit ihren Kindern in Ungarn zurück. Die arme Frau, die von allen Geldmitteln entblößt, will mit ihren Kindern nach Wien übersiedeln. Was sie hier beginnen will, weiß Niemand. Jedenfalls beweist dieser Fall wieder, daß die interessantesten Romane doch nur das Leben dichtet.

Aus Banjaluke (Bosnien) wird gemeldet, daß vor Kurzem dort Herr Alfred Wiener, Sohn des bekannten Wiener Banquiers und Präsidenten der Credit-Anstalt, Eduard Wiener, Ritter v. Welten, in einem Duelle, eines Frauenzimmers halber, eine tödtliche Wunde erhalten und seiner Verletzung bald darauf erlegen ist. Der greise Vater des verunglückten jungen Mannes ist Besitzer eines großen Vermögens. Vor einigen Jahren hat er seine Tochter Anna zur Taufe geführt, damit sie irgend einen Baron heirathen könne. Nun hat er bei Lebzeiten noch den einzigen Sohn, die Freude und die Hoffnung der Eltern, verloren. Leider steht Herr Eduard Wiener, Ritter von Welten mit seinen religiösen (?) Anschauungen nicht vereinzelt da, denn die Fälle, in denen jüdische Eltern ihre Töchter zur Taufe führen, um sie dann mit irgend verschuldeten „Aristokraten" verehelichen zu können, damit der hochadelige Schwiegersohn neuen Glanz über die Familie dieser Geldfürsten ausschütte, denen heute kein Schwiegersohn mehr zusagen will, wenn er nicht nachweisen kann, daß seine Ahnen schon zur Zeit der Kreuzzüge —— Raubritter gewesen sind!

Reflex prophetischer Bilder.

Predigt, gehalten von Liebman Adler in Chicago.

Text: Jesajah 54, 11—13.

Es denkt gewiß kein Mensch daran, daß Jesajah wörtlich genommen, Mauern von Saphir, Thore von Karfunkel, Diamanten als Grenzsteine für die Messiaszeit in Aussicht stellt. Was dieses Bild im Sinne Jesajah's sagten und was es für uns werth ist, das sei Gegenstand unserer heutigen Betrachtung.

Es war der Trost einer zu hoffenden bessern Zeit, nicht blos einer gesteigerten Geistes- und Herzensbildung, sondern auch einer Blüthe irdischer Wohlfahrt, mit welcher der Prophet die betrübten Gemüther seiner Volksgenossen in babylonischer Gefangenschaft heben wollte. Diese Lehre von dem Fortschritte der Menschheit hat von zwei Seiten Widerspruch zu erfahren. Die eine Seite ist mit sich und ihrer Zeit so sehr zufrieden, daß für die Hoffnung eines Besserwerdens kein Raum mehr bleibt. Wenn „nur unsere Kinder und Enkel einst so gut sein möchten, wie wir sind!" Die „Welt ist uns gut genug, wie sie ist." Eine andere Seite, die sieht gar mit Grauen in die Zukunft. Nach ihr wäre es jetzt schon schlimm genug, wie wird's erst gehen, wenn wir nicht mehr da sein werden! Unter uns wuchert Unkraut, nach uns wird die Erde mit Dörnern und Disteln sich bedecken. Da kömmt denn der Prophet und lehrt den Glauben an einen Fortschritt der Menschheit. Nach der einen Seite hin: Dünkt euch nie so gut und von eurer Zeit so eingenommen, daß euch und eurer Zeit Besserung nicht noth thue. Hoffet, erwartet und erstrebt Besserung eurer selbst und helfet mit, eine bessere Zeit anzubahnen. Wenn der Tag dämmert, sprechen schon die Nachtvögel: o, das ist uns hell genug, wie kann die Sonne noch schöner leuchten! Nach der andern Seite zeigt der Prophet ein siebenfaches, siebenfaltiges schöneres Licht der Zukunft, eines Tages, der der Dämmerung folgen werde.

Als Israeliten haben wir die Messias-Hoffnung als Glaubens-Artikel, d. h. die Hoffnung, daß wir das goldene Zeitalter menschlicher irdischer Wohlfahrt nicht hinter uns, sondern vor uns haben. Und daß die Welt in der That fortschreitet, dafür können wir nur gleich die Bilder als Maaßstab gebrauchen, die Jesajah im Geiste seiner Zeit für die Bezeichnung irdischer Wohlfahrt der Zukunft verwendet.

Mauern von Saphir, Thore von Rubinen, Grenzsteine von Diamanten, damit glaubt der Prophet das höchste gesagt zu haben. Dieses Bild soll einerseits eine Vorstellung geben großen Reichthums und andererseits großer Sicherheit. Unser Ideal gehobener menschlicher Gesellschaft in ihrer Wohlfahrt ist nicht großer Reichthum, und somit großer Reichthum in wenigen Händen; unser Ideal ist allgemeiner Wohlstand. Wenn der Besitz so hoch gestiegen ist, daß man sich nur noch in Diamanten und Perlen wohl zu thun und auszuzeichnen weiß, dann geräth der Besitzer in Gefahr, zu erschlaffen, zu verweichlichen und den Segen der Arbeitsamkeit zu verlieren. In der Gesellschaft geräth das Gefühl und das Gesetz bürgerlicher Gleichheit in Gefahr. Ein über das ganze Land verbreiteter Wohlstand ist der Wunsch und das Streben aller Guten. In unserer alten Liturgie befindet sich ein vor vielen hundert Jahren abgefaßtes Gebetstück, in welchem Gott um ein חיים של עושר, um ein Leben im Reichthum angefleht wird. Mag man sich auch heute noch im Stillen Reichthum wünschen, und mit allen Kräften es zu erreichen suchen: man würde sich aber doch vor Gott und Menschen schämen, laut zu beten: O, Gott, mache mich reich!

Einem der wenigen von Frankreichs guten Königen wird nachgerühmt, daß er den Wunsch geäußert habe: Wenn doch jeder Bauer seines Reiches jeden Sonntag ein Huhn im Topfe hätte. Ein solcher Wunsch kömmt unserm Ideale näher, als der Wunsch nach Juwelenstaat. Aber auch in diesen 250 Jahren, seitdem jener gute König gelebt hat, sind wir dem Ideale näher gerückt. Vor 250 Jahren war der Bauer das geplagteste, meist mißhandelte Geschöpf auf Erden, etwa den Israeliten ausgenommen. Heute ist der Bauer oben an und im gesicherten Wohlstand der Erste in der Reihe.

Vor 250 Jahren und auch später war bei der weit verbreiteten Armuth der Sabbath und der Sonntag der einzige Tag in der Woche, an dem der Bauer wie der Bürger sich am Tische etwas zu Gute thun konnte, heute hat das bessere Leben die ganze Woche hindurch den Sabbathen diesen Reiz entzogen.

Das Ideal eines Reichen im Orient ist die Schaustellung seines Reichthums. Der reiche Herr und die reiche Dame zeigen ihre Tausende an Fingern, Ohren und Nasen, Zehen und Armen, an Kleidern und Waffen.

Das Ideal eines gebildeten Reichen unsrer Zeit ist: häuslicher Comfort, ein gemüthliches Daheim und eine Einrichtung, die Kunst- und Schönheitssinn befriedigt.

Das Ideal einer großen, mächtigen Stadt des Orients waren colossale Paläste und Tempel mit fabelhaft verschwenderischer Einrichtung neben Hütten des Elends und Schmutzes, Krankheit und Pest ausathmenden Miasmen in den Straßen. Unser Ideal sind breite, rein und trocken gehaltene Straßen, klares, kühles Wasser, Licht und Luft, gut ventilirte Wohnungen für Arm und Reich.

Den größten Fortschritt unsrer Zustände im Vergleiche mit den Zeiten Jesajahs bietet aber das von diesem Propheten gebrauchte Bild wünschenswerther Zustände, insofern es den Frieden und die Sicherheit des Bürgers im Lande berührt. Mauern und Thore, fest und unangreifbar wie der Diamant sollten dem Bürger Frieden und Sicherheit verbürgen. Und wie oft kommen in diesem Sinne Psalmisten und Propheten auf die Mauern und Thore Jerusalems zu sprechen. Selbst in dem lieblichen Bilde häuslichen Glückes, vom Psalmisten gezeichnet, heißt es: „Frieden walte in deinen Mauern, Sicherheit in deinen Schlössern." Jede Stadt und jedes Städtchen, auch des Occidents, hatte seine Mauern und seine gewaltigen Thore, oder besser: die Mauern hatten die Städte. Denn erst ward die Ringmauer errichtet, und dann erst der eingeschlossene Raum mit Häusern gefüllt und mit Bewohnern versehen. Was keine Mauer hatte, war auch keine Stadt. So nothwendig uns für unsre Häuser verschließbare Thüren dünken, so nothwendig waren der Stadt verschließbare Thore. Innerhalb der Stadt war wieder jedes Haus eines Großen eine Art kleiner Festung mit eisenvergitterten Fenstern. Jeder Hügel, jede Bergspitze trug ein mächtiges Schloß mit Mauern und Thürmen. Es heißt in den Psalmen nicht תבנה ירושלים, erbaue Jerusalem! sondern תבנה חומת ירושלים, erbaue die Mauern Jerusalems! Ein Jerusalem ohne Mauern konnte selbst die Phantasie des Dichters und die Sehergabe eines Propheten sich nicht denken.

Welche Stadt aber würde sich in unsrer Zeit, in unsern Ländern Mauern und Thore wünschen! Die Mauern der Städte, wo sich noch welche finden, werden niedergerissen, wo die Mauern sinken und die Thore schwinden, athmen die Bürger frei auf. Die Enkel spazieren zwischen Blumenbeeten, wo die Väter auf den Wällen mit schlotternden Knieen Wache standen.

Endlich legen wir den Maaßstab prophetischer Verheißung in Beziehung auf Jugendunterricht an unsere Zeit und Zustände.

וכל בניך למודי יי ורב שלום בניך
„Alle deine Kinder gut unterrichtet in der Gotteslehre, und groß der Friede unter deinen Kindern."

Es hat Israel zu keiner Zeit an gut unterrichteten Männern gefehlt. Das Uebel war nur, daß der gründliche Unterricht kein allgemeiner war. Das Volk im Ganzen lebte in Unwissenheit. Erst in den letzten Jahren des zweiten Tempels wurden in den Städten Kinderschulen errichtet. Der Prophet meint nun, an uns Alten ist das beste Mittel des Friedens und der Sicherheit versäumt. Unter uns befinden sich wohl למודי יי „Gottesgelehrte", allein die Masse des Volks lebt in Finsterniß. Aber ich sehe eine schönere Zukunft, eine Zukunft, von der es heißen wird וכל בניך למודי יי Alle gut unterrichtet und als Folge ורב שלום בניך, wird unter den kommenden Geschlechtern die Friedfertigkeit groß gewachsen sein.

Was Jesajah ein Ideal einer bessern Zeit war, ist uns Wirklichkeit geworden. Unterricht ist jedem Kinde geboten. Allein die Schulen, die dieses bieten, sorgen nur in ihrem Unterrichte für das Nothwendige zum Fortkommen und für das Nützliche im Leben. Die Sorge für den Unterricht, der den Geist erleuchtet, das Herz veredelt und den Blick auf Gott richtet: diese Sorge überläßt der Staat den verschiedenen Religionsgenossenschaften, למודי יי zu stellen, ist nicht seine Aufgabe.

So können wir, wohin wir den Blick wenden, wahrnehmen, daß die prophetische Messiasverheißung kein leerer Schall war. Es ist nach allen Seiten hin wunderbar besser geworden.

Nur auf einem Punkte bleibt der Blick bedenklich haften. Die Schulen liefern uns: Rechner, Schreiber, Geographen, aber keine למודי יי. Mit den Anstalten, in welchen das Herz des jüdischen Kindes zur Tugend erwärmt, sein Geist auf das höhere, Ideale, sein Ahnen und Herzens-Offenbarungen auf das Göttliche in seiner himmlischen Reinheit und Größe gelenkt werden soll: für diese Anstalten, für למודי יי, bleibt noch viel zu wünschen übrig in Israel.

Auf diesen wunden Fleck halten wir unser Auge gerichtet und die Mahnung an unsere Pflicht immer lebendig, daß daß auch die Verheißung des Propheten einer Messiaszeit sich erfülle: וכל בניך למודי יי.

Ein kleiner Beitrag zur Cultur-Geschichte.

Die Jll. Staatszeitung vom 17. Aug. erwähnt in dem Artikel über das Heidelberger Universitätsjubiläum auch den Namen des ersten Rectors der nunmehr 500 Jahre alten Hochschule, den Namen Marsilius von Inghen. Dieser Marsilius war von Paris, wo er 24 Jahre lang als Professor der Philosophie thätig gewesen, 1386 nach Heidelberg gewandert, und er war, wie bereits erwähnt, der erste Rector der damals gegründeten ersten deutschen Universität. In der Geschichte der Scholastik nimmt er eine gar nicht unbedeutende Stellung ein. Er schrieb Commentare zu verschiedenen Schriften des Aristoteles, des Porphyrius und Anderes mehr, und war einer der Wortführer derjenigen mittelalterlich philosophischen Schule, die man die Schule der Nominalisten nannte. Näheres in Prantl's Geschichte der Logik, Band IV.

Doch das war es eigentlich nicht, was wir hier erzählen wollten. Es knüpft sich an den Namen des Marsilius eine andere literargeschichtlich und kulturgeschichtlich merkwürdige Thatsache, die uns von großem Interesse dünkt. Ein jüdischer Gelehrter Namens Abraham Schalom übersetzte nämlich eine der lateinischen Schriften des Marsilius in's Hebräische, und Jellinek in Wien gab 1859 aus einer Handschrift dieser Uebersetzung einen Theil derselben im Druck heraus.

Nun was soll uns das? wird mancher Leser fragen; das ist gelehrter Notizenkram, der unsere geschichtliche oder sonstige Erkenntniß nicht erweitert, uns keine tiefere Einsicht verleiht nach irgend welcher Seite hin.—Doch Du irrst Dich, ungeduldiger, freundlicher Leser! Wer diesen „Notizenkram" nur gehörig in den Organismus der Geschichtswissenschaft einzureihen vermag, dem wird gewiß, im Zusammenhang mit anderen ähnlichen Notizen, eine tiefere Erkenntniß ganzer Geschichtspartieen aufdämmern. Juden im christlichen Europa übersetzten den Marsilius, den Thomas von Aquin u. A. in's Hebräische, ebenso wie Juden im maurischen Spanien Schriften des Averroes, des Gazzali, und anderer arabisch schreibender Philosophen und sonstiger Gelehrten in die hebräische Sprache übertrugen. Diese Thatsachen beweisen nun klar, daß die Juden, von denen man doch so vielfach glaubt, daß sie bis vor etwa hundert Jahren ganz und gar von der nicht-jüdischen Welt und ihren Einflüssen sich fern gehalten hätten, durchaus nicht dem Geistesleben der westlichen Völker, selbst im Mittelalter nicht, den Rücken gewandt haben. Im Gegentheile. Sobald der Fanatismus ihnen nur irgend welchen Pfad offen ließ zur Annäherung an die europäische Cultur, beschritten sie denselben, trotz der ihnen angedichteten, in Wirklichkeit aber aufgenöthigten Exclusivität, und sie suchten ebenso gut von Anderen zu entlehnen, wie sie den Anderen gaben. Wenn dann oft lange dunkle Jahresreihen kamen, in denen solche gegenseitige Befruchtung ungemein reduzirt wurde, ja zuweilen ganz aufzuhören schien, so waren wahrlich die Juden nicht Schuld daran. — In dieser Verbindung wollen wir auch noch der Thatsache Erwähnung thun, daß unter den deuschen Minnesängern einer gewesen, der ein Jude war. — Süßkind von Trimberg. Aber freilich klagt auch er schon in einigen seiner Gedichte über gewisse anti-jüdische Vorurtheile seiner Zeit, die er schmerzlich zu empfinden hatte. Nach seiner Zeit aber wurde es noch viel ärger damit. Und in unserer Zeit, in unserem neunzehnten Jahrhundert, — kann man von ihm sagen, daß es das alte finstere Mittelalter und seine antijüdischen Vorurtheile nunmehr als einen „überwundenen Standpunkt" begreife? Gebe Gott, daß dem so wäre!

Chicago, 17. August 1886.

B. F.

Ausland.

London. — Unser geehrter Glaubensgenosse, Herr Abraham Hoffnung, wurde zum Charge d'Affaires des Königs von Hawii bei der britischen Regierung ernannt.

London. — Sir Albert Sasson gab einen Rosenball in seinem Palaste in Kensington, London, wobei über zehn Tausend Blüthen zur Dekoration des Saales verwendet wurden. Unter den Gästen befanden sich der Prinz von Wales mit seinen Kindern, seinem Bruder, Herzog von Connaught und dessen Gemahlin, so wie der Feldmarschall Herzog von Cambridge. (Diese Aristokraten thun es den verlotterten Römern im Luxus nach, während tausende von Bettlern in den Straßen Londons herumirren. — Deborah.)

Paris, 28. Juli. — Sicherlich dürfte es für Ihre Leser von Interesse sein, daß unter den fünf Delegirten, welche die französische Akademie als ihre Vertreter zu den Jubiläums-Feierlichkeiten entsendet, sich zwei unserer Glaubensgenossen befinden, und zwar Professor Jules Oppert, der gefeierte Assyriologe, und Professor Lippman, der gleich berühmte Physiker. Es sind Männer mit klangvollen Namen, Gelehrte allerersten Ranges, welche, wie dem wissenschaftlichen Institut, das sie vertreten, auch dem Bekenntnisse, dem sie angehören, Ehre machen.

Amsterdam. — Das hiesige Rabbinerseminar zählte im verflossenen Jahre 75 Studenten, sämmtlich in Holland gebürtig, allein aus Amsterdam sind 40. Der Katalog der Bibliothek weist 5480 Werke, darunter 2533 jüdischen Inhalts auf.

Berlin. — Ein sonderbares Schauspiel bietet der Berliner Vertrag, den jetzt Rußland durch die Aufhebung des Freihafens von Batum geradezu verletzt hat, so daß England jetzt droht, die Bestimmung desselben über die Dardanellen seinerseits für nicht mehr bindend zu erklären. So rächt sich die Nichtachtung eines feierlich geschlossenen Vertrages mit der Zeit, indem er ganz und gar hinfällig wird. Die Vertragsmächte hatten in ihm auch unterschrieben, daß die Anerkennung Rumäniens als eines unabhängigen Staates erst dann erfolgen sollte, wenn Rumänien die Gleichheit aller Confessionen und Nationalitäten innerhalb seiner Grenzen gesetzlich festgestellt habe. Die Spiegelfechterei, welche dieser Kleinstaat mit dem Art. 7 seiner Verfassung trieb, war für alle Welt durchsichtig. Das Schicksal der rumänischen Juden, der eingeborenen wie der eingewanderten, war damit der Willkür der in Rumänien herrschenden Klassen preisgegeben, und wie wie diese es verstanden, die jüdische Bevölkerung zu mißhandeln und ihr die Erwerbsquellen abzuschneiden, weiß Jedermann. Dennoch sprachen die Vertragsmächte, Oesterreich-Ungarn und Rußland voran, jene Anerkennung aus und kümmerten sich um jene Bestimmung des Berliner Vertrages nicht. Deshalb machte sich Bulgarien keine Sorge und riß Ostrumälien an sich. Der neueste Bruch des Vertrages seitens Rußlands stellt denselben völlig auf den Aussterbeetat. Wir unsrerseits können darüber keine Trauer anlegen.—A. Z. d. J.

Berlin.—Von den 11,481 Schülern sämmtlicher hiesigen Gymnasien waren 8743 (ca. 76 Proz.) evangelischen, 2361 (ca. 20 Proz.) jüdischen, 349 (ca. 3 Proz.) katholischen Bekenntnisses. Die sieben Realgymnasien zählen unter ihren 5720 Schülern 4711 (ca. 84 Proz.) evangelischen, 748 (ca. 13 Proz.) jüdischen, 147 (ca. 2 Proz.) katholischen Bekenntnisses. Von den 1202 Schülern der beiden Ober-Realschulen waren 1081 (ca. 89 Proz.) evangelischen, 80 (ca. 6,5 Proz.) jüdischen und 36 (ca. 3 Proz.) katholischen Bekenntnisses. Die Zahl der jüdischen Schüler ist demnach auf den Gymnasien verhältnißmäßig bedeutender als auf den Realgymnasien und Ober-Realschulen. Ebenso ist auch die Zahl der Abiturienten jüdischen Bekenntnisses auf den Gymnasien erheblich stärker als in den Realgymnasien und Ober-Realschulen. Die Juden bilden in Berlin 5 Proz. der Gesammtbevölkerung; der Prozentsatz der jüdischen Jugend auf den Gymnasien ist daher sehr groß und auf den Realschulen immerhin noch bedeutend.

Berlin, 3. August. — Bei den gestern stattgehabten Fakultäts-Wahlen an der hiesigen Universität ist unser Glaubensgenosse Professor Kronecker zum Dekan der philosophischen Fakultät gewählt worden.

In einem der Häuser der Papenstraße, die nunmehr zum Abbruche gelangen, wurden, in eine Wand eingemauert, mehrere Schlagbäume gefunden, mit denen sich, wie eine Inschrift besagt, die kgl. Haupt- und Residenzstadt am Abend gegen die Juden abschloß.

Berlin, 11. August. Wie unseren Lesern aus den Tagesblättern bekannt sein dürfte, hat sich ehegestern das Grab über einem Manne geschlossen, der trotz seines jugendlichen Alters zu den Ersten der Nation gezählt wurde, der durch sein Wissen, wie durch sein Können ein glänzendes Muster ernstester Wissenschaftlichkeit war, Wilhelm Scherer. Es ist weder unsere Aufgabe, noch hier die Stelle, des Dahingeschiedenen Verdienste um die deutsche Literatur und die Germanistik überhaupt zu würdigen; was uns vielmehr die Feder in die Hand drückt, das ist das Verlangen, angesichts des frischen Grabes dem schuldigen Tribut der Dankbarkeit Ausdruck zu geben, die wir Wilhelm Scherer schulden für seine unentwegte, unermüdliche Bekämpfung des Antisemitismus durch Rath und That, für seine energische und unzweideutige Zurückweisungen judenfeindlicher Bestrebungen, wo sie ihm auch immer in den Weg traten. Der Mann, der, wie kaum ein Zweiter neben ihm, die Schätze der deutschen Literatur kannte, der in die Schachte deutschen Geisteslebens und deutscher Cultur von dem Urbeginne an eindrang und ihre Reichthümer an's Licht förderte, dieser Deutsche, seiner Geburt, wie seinem Streben und Denken nach hatte für jene Entartung nationaler Gesinnung die schärfsten Worte des Tadels und der Verachtung. Ehre dem Angedenken des wackeren Mannes, dem die deutsche Judenheit ihre Dankbarkeit treu bewahren wird, weit bis über das Grab hinaus.

Breslau im Juli. — Am Rüsttage des Schebuothfestes wurde unter überaus großer Theilnahme der hiesigen jüdischen Gemeinde der Chef des in der Geschäftswelt renommirten alten Bankhauses „Prinz und Marck jr.," Herr Albert Marck, im besten Mannesalter von 57 Jahren zur ewigen Ruhe bestattet. Der Verstorbene hing mit besonderer Treue an dem strengconservativen Judenthume und war bemüht, dessen Interessen nach jeder Richtung hin thatkräftig zu fördern. Mit Glücksgütern gesegnet, zierte ihn eine seltene Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die ihm die Achtung bei Arm und Reich in gleichem Maße eintrug.

Breslau, 8. August.—Der allseitig verehrte greise Landrabbiner, Rabbi Gedaljah Tiktin, der nahezu 44 Jahre im Amte gewesen, ist an diesem Tage einem schweren Leiden erlegen, an dem er schon seit mehreren Wochen hoffnungslos darniederlag. Mit dem Dahingeschiedenen ist ein Sproß edler und gelehrter Ahnen zu Grabe getragen worden, ein „dreifach gewundener Faden" jäh zerrissen.

Ueber die Bestattungsfeier berichtet die Jüd. Presse: „Die Beerdigung fand am Montag Nachmittag statt. Vor dem Leichenwagen gingen die Knaben und Mädchen des israelitischen Waisenhauses und die Schülerinnen der Industrieschule. Hinter demselben folgten Herr Rabbiner Dr. Joel, der Vorstand und die Repräsentanten der Synagogen-Gemeinde, sowie die Vertreter der Wohlthätigkeits-Anstalten, denen der Verstorbene angehört hatte. Diesen schloß sich ein unabsehbares Trauergefolge an. Als der Zug die Synagoge erreichte, in der der Verblichene gewirkt hatte, wurde der Sarg durch die Vorsteher der isr. Krankenpflegeanstalt aus dem Leichenwagen gehoben und in den Tempel gebracht. Schon lange zuvor war derselbe in allen seinen Theilen überfüllt, so daß die Ordner sich gezwungen sahen, Hunderte, die noch Einlaß begehrten, zurückzuweisen. Die schwarz ausgeschlagene Bundeslade und eine große Zahl von Wachskerzen, die außer den Gasflammen angezündet worden waren, erhöhten den Eindruck der Trauerfeierlichkeiten. Der Sarg wurde auf einem Katafalk niedergesetzt, hierauf vom Chore einige Psalmverse gesungen, dem ein Wechselgesang desselben und des Vorbeters folgte. Nachdem das Gebet hazur tomim gesprochen und vom Chore ein zweiter Psalm vorgetragen worden war, wurde der Sarg wieder in den Wagen gehoben, und der Zug setzte sich wieder in der obenbeschriebenen Weise in Bewegung. Gefolgt von einer immer mehr anwachsenden Menschenmenge gelangte der Zug nach dem Friedhofe, wo die üblichen Gebete gesprochen und hi erauf der Verstorbene beigesetzt wurde. Die Abhaltung eines הספר hatte derselbe sich verbeten."

Samotschin, Prov. Posen. — Der heutige Tag, 3. August, war ein Tag der Trauer und der Klage für unsere Gemeinde; ihr Rabbinatsverweser und Kantor, Herr Jizchak Jacobsohn, der nach langen Leiden am 1. d. Mts. verschied, wurde zur letzten Ruhe geleitet.

Frankfurt a. M., 28. Juli. — Gestern waren es fünfzig Jahre, daß unser allgemein geehrter Mitbürger Herr Dr. Jacob Auerbach in Tübingen sein Doktor-Examen bestand. In Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen hat die philosophische Fakultät derselben Universität das Diplom honoris causa erneuert und es mit ehrenden Glückwünschen dem Jubilar zugeschickt.

Magdeburg. — Auf dem zur Vorfeier seines 70. Geburtstages stattgehabten Gneist-Commers hielt der große Rechtslehrer es für angezeigt, seinen Commilitonen auch die nachstehende Mahnung an's Herz zu legen: „Vergessen wir das Allgemeine nicht. Wissenschaft und Kunst haben immer nur die allgemeinen deutschen Farben getragen, sie sind nie provinziell, nie landschaftlich, nie konfessionell gewesen. (Lebhafter Beifall.) Also vergessen Sie das Gemeinsame nicht."

Münden (Hannover), 6. August. — Am 3. August feierten die Eheleute M. Adler in Hedemünden das seltene Fest ihrer goldenen Hochzeit. Wenn diese Feier sich nur auf den Familienkreis beschränkte, so wurden doch dem allgemeiner Achtung stehenden Jubelpaare, welches sich einer seltenen Rüstigkeit und

Gesundheit erfreut, zahlreiche Glückwünsche dargebracht.

Oberehnheim, 23. Juli. — Dem hiesigen Rabbiner Herrn Levy ist nach Zurücklegung seines 50. Dienstjahres von Sr. Maj. dem Kaiser der Kronenorden 4. Klasse mit der Zahl 50 verliehen worden.

Dresden, 8. August. — Am gestrigen Sabbath feierte der hier in weitesten Kreisen hochangesehene Bankier Herr Joseph Bondi sein 25jähriges Jubiläum als Vorsteher der Gemeinde. Der Jubilar, getreu den Ueberlieferungen seiner seit mehr denn einem Jahrhundert zur Aristokratie der Stammgemeinde zählenden Familie, zeichnet sich durch regsten Wohlthätigkeitssinn und bethätigte Antheilnahme an allen gemeinnützigen Bestrebungen aus.

Württemberg. — Zur Frage der Gleichberechtigung der Juden erhält die „Freis. Ztg." aus Württemberg eine Zuschrift, wonach auch dort Juden keine Aussicht haben, eine Stelle an einer höheren Lehranstalt des Staates zu erhalten, und infolgedessen ausgezeichnete Schüler des Gymnasiums israelitischer Confession vom Studium der Philologie zurückgehalten werden. Daß ein jüdischer Einjährig-Freiwilliger Reserve-Offizier werden könne, sei gar nicht denkbar.

Durch Verfügung des K. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens ist der Hr. Rabbiner Weimann in Buchau seinem Ansuchen gemäß wegen andauernder Krankheit in den Ruhestand versetzt worden.

Heidelberg. — Prof. Dr. Cohn hat vom japanischen Ministerium unter glänzenden Bedingungen einen Ruf an die juristische Fakultät in Tokio erhalten.

Von der bayrischen Grenze schreibt man der „N. Bad. Ldsztg.": Eine Frage von prinzipieller Bedeutung wird nächstens die Gerichte beschäftigen. Im Jahre 1861 starb in einem Landort unserer Gegend ein sehr reicher Israelit, welcher sein Vermögen zu gleichen Theilen seinen zwei Neffen, sowie einer Nichte seiner verstorbenen Frau vermachte. Doch wurde gleichzeitig im Testamente bestimmt, daß dieselben Sicherheit zu leisten haben, und eine endgültige Entscheidung durch ein Kodizil, welches beim Gericht hinterlegt und erst am Todestage des Erblassers in 25 Jahren eröffnet werde, getroffen wird. Am 27. v. M. wurde nun dies Kodizil eröffnet. und der originelle Inhalt desselben besagt kurz und deutlich, daß die Erben des über 1,000,000 Mark betragenden Vermögens dasselbe nur dann endgültig haben sollen, wenn diese oder ihre Nachkommen noch dem streng-orthodoxen Judenthum angehören. Das ist nun aber bei keinem einzigen der jetzt in Paris und Wien Lebenden der Fall; mehrere sind zum Christenthum übergetreten. Für diesen Fall hat der Erblasser bestimmt, daß der auf diese treffende Theil des Vermögens der Heimathgemeinde desselben zur Dotirung der Synagoge zufalle. Dort sind aber sämmtliche Israeliten verzogen oder ausgestorben und das Gericht hat jetzt über die Auslegung des Kodizils zu bestimmen.

Wien, 23. Juli.—Die Hochschätzung und Verehrung, welche den hervorragenden Fähigkeiten des so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Hofrathes Ritter von Steingraber von seinen Fachgenossen gezollt wurden, die aufrichtigen Sympathien, welche ihm wegen seiner persönlichen Charakter-Eigenschaften von allen Seiten entgegengebracht wurden, drückten sich deutlich bei der ergreifenden Trauerfeier aus, welche heute für den Verblichenen auf dem Central-Friedhofe stattfand. Um 3 Uhr Nachmittags versammelte sich eine zahlreiche Trauergesellschaft in der Leichenhalle der israelitischen Abtheilung des Central-Friedhofes. Der Handelsminister Marquis de Bacquehem erschien in Begleitung des Präsidenten der Staatsbahnen, des Sektions-Chefs Baron Czedik, sowie des Sektions-Chefs R. von Wittek. Sämmtliche Eisenbahnverwaltungen, welche in Wien ihren Sitz haben, waren durch die obersten Beamten, insoweit dieselben sich in Wien befinden, vertreten. Es ist selbstverständlich, daß der Beamtenkörper der Generaldirektion der Staatsbahnen am stärksten bei dem Leichenbegängnisse vertreten war. Man bemerkte ferner die Vorsteher der israelitischen Kultusgemeinde, David Ritter v. Gutmann, Kammerrath B. Singer und Baumgartner, zahlreiche Vertreter der Handelswelt und viele Freunde des Verstorbenen. Die Trauerfeier wurde durch einen vom Ober-Cantor Singer und dem Chorpersonal vorgetragenen Choral eingeleitet, worauf der Prediger Dr. Jellinek die Trauerrede hielt. Er schilderte das scharfe Verständniß, die Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit des Verblichenen, sowie die Bescheidenheit, welche sich Hofrath Steingraber trotz seiner hohen socialen Stellung stets bewahrte. Von der untersten Stufe der Beamtenlaufbahn sei er in Folge seines Wissens, seines Fleißes und seiner Ehrenhaftigkeit immer höher und höher gestiegen. Hofrath Steingraber habe zu den glücklichen Menschen gehört; von seinen Vorgesetzten sei er als Muster in seinem Fache gepriesen, von Allen, die ihn kannten, wegen seiner glänzenden Vorzüge geliebt und geachtet worden. Laubhütte.

Prag, 15. Juli. — Das alte Ammenmärchen, daß die Juden zur Bereitung des Osternbrodes Christenblut brauchen, hätte dieser Tage bald dem geachteten Hausbesitzer G. das Leben gekostet. Der besagte Hausbesitzer passirte gestern Abend die Judenstadt, als er zwei Knaben katholischen Glaubens bemerkte, die jämmerlich auf einander losschlugen, so daß beide aus Nase und Mund bluteten. Er verjagte die Knaben und beide liefen weinend davon. In kurzer Zeit hatte sich vor der Synagoge, wohin sich der Hausbesitzer zum Gebete begeben hatte, eine große Volksmenge angesammelt, welche, die Mutter des einen Knaben an der Spitze, behauptete, derselbe habe ihren Sohn in die Synagoge geschleppt, um denselben dort abzuschlachten. Die gereizte Volksmenge machte Miene, die Juden, als sie die Synagoge verließen, zu mißhandeln, als endlich die beiden Knaben unter der Menge von der besorgten Mutter gesehen wurden, womit die sonderbare Scene ihr Ende erreichte, die sonst gewiß zu vielen Ausschreitungen Ursache gegeben hätte.

Triest, im August. — Trotz der wegen der Cholera jetzt hier herrschenden allgemeinen Panik haben unsere beiden Cultursvorsteher, Eurico Salem und Jakob Ritter v. Eisner, die doch jeden Sommer einen Curort zu besuchen pflegen, unsere Stadt und ihr Amt nicht verlassen, was selbstverständlich auch auf die Gemeindemitglieder sehr beruhigend einwirkt. — Auch von unserem Ghetto wird jetzt ein Theil demolirt und gedenkt unser Culturvorstand, auf dem so frei zu werdenden Platze eine Synagoge zu erbauen, die in diesem Stadttheile noch fehlt. Möge nun der gute Wille hier auch zur That werden!

Lemberg. — Wir haben einen großen Verlust erlitten: Herr Hillel Lehner, Vorsteher des „Tempels" und Vorstands-Mitglied des Vereins „Schomer Jisrael", ist gestorben. Er war ein gefürchteter Gegner des religiösen Obscurantismus. Kinder hinterläßt er nicht, sein Vermögen fällt einem Verwandten, Herrn Lehner in Triest, zu. Sein Testament bestimmt 10,000 fl. zu wohlthätigen Zwecken. Wie sehr er die Achtung auch der Christen genoß, beweist, daß er in seinem Wohnorte, einem nahen Dorfe, seit langen Jahren zum Bürgermeister gewählt war.

Ungarn. — Herr Bezirksrabbiner Leopold Lemberger in Rosenau ist seit längerer Zeit dafür thätig, einen Unterstützungsverein für Rabbiner- und Lehrer-Wittwen Ungarns in's Leben zu rufen. Wenn auch in größern Gemeinden für die hinterlassenen Angehörigen der Angestellten gesorgt wird, so ist das Loos derselben in den meisten kleinern Gemeinden ein höchst trauriges. Der zu creirende Verein würde diesem Uebel wesentlich abhelfen, und wird er daher in vielen Kreisen des Landes mit Freuden begrüßt. Viele der angesehensten Rabbiner des Landes haben bereits ihre Mitwirkung zugesagt.

Ungvar, 2. Aug. — Am vergangenen 17. Tamus hat die Stadt Ungvar durch das Hinscheiden ihres allverehrten Rabbiners einen schweren Verlust erlitten, und heute, am Vorabend des Neumondes Ab, haben wir auch die letzte Stütze, die Stütze, auf die wir zu jeder Zeit mit Stolz und in unserer Trauer geradezu mit Tröstung emporblickten, die Stütze nämlich, die uns noch geblieben, in dem Dajan unserer Gemeinde Rabbi Salomo Ganzfried geblieben, verloren; heute trugen wir auch seine theure Hülle zu Grabe! Wahrlich, die Feder ist zu schwach, um den großen Schmerz zu schildern, der unsere Gemeinde in diesen nacheinanderfolgenden Schlägen erschütterte. Von dem Verluste, der die Gesammtjudenheit auch mit dem Erlöschen dieser Leuchte in Israel traf, kann nur der eine Ahnung haben, der den großen Schatz kennt, mit dem der Dahingegangene die talmudisch-halachische Literatur der Religionscodices bereicherte, sowie derjenige, der die wunderbare Gottesfurcht, Thorawissen und Gelehrsamkeit anzustaunen Gelegenheit hatte. Allüberall auf dem Erdenrund, wo jüdisches Religionsgesetz mindestens noch an den zugänglichen Quellen gesucht wird, verbreitete und wegen ihrer Gemeinnützigkeit und Leichtfaßlichkeit der Sprache im buchstäblichsten Sinne des Wortes unentbehrlich gewordene Werke sind bereits von ihm erschienen: 1) קסת הסופר, 2) תורת הזבח, 3) קיצר ש״ע, 4) לחם ושמלה, 5) פירש על סידור „דרך החיים", 6) אהלי שם, 7) אפריון (Commentar auf das Pentateuch), 8) פני שלמה (Commentar auf בבא בתרא); außerdem sind noch andere Werke in Manuscript erhalten.
Jüd. Presse.

Terek, St. Miklos, 29 Juli.—Hr. Rabbiner Pincus Stein ist diese Woche aus dem Leben geschieden, und in ihm einer der aufrichtig frommen Rabbiner, wie sie alle Tage seltener werden. Der Verstorbene weilte zur Kur in Karlsbad, wo ihn der Tod im 56. Lebensjahre (von denen er 32 auf seinem bisherigen Rabbinersitze zubrachte) ereilte. Die Leiche ist nach Miklos gebracht worden. Zwei seiner Töchter sind an die Rabbiner von Winkowze und Asod verheirathet.

Konstantinopel, 15. Juli. — Gestern, Mittwoch, gegen zwei Uhr Morgens brach in dem hiesigen Stadtviertel Salma-Tomruk und zwar in dem ausschließlich von Israeliten bewohnten Quartiere Karieh ein Feuer aus, welches, trotzdem die Feuerwehr schnell herbeigeeilt war, dennoch bis 5 Uhr Morgens andauerte und 25 Häuser, 22 Verkaufsbuden und eine Synagoge vollständig in Asche legte. Diese Gebäude waren nämlich insgesammt aus Holz gebaut. Auch heißt es, daß ein junges jüdisches Ehepaar mit seinen zwei kleinen Kindern den Tod in den Flammen gefunden hat. Ein amtlicher Bericht über das traurige Ereigniß fehlt noch zur Stunde. Dagegen wurde schon festgestellt, daß das Feuer im Hause des Pharmacisten Hekim Abraham zum Ausbruche gekommen ist. Der Kriegsminister, der Marineminister, der Polizei- und auch der Stadtpräfect waren gleich nach dem Ausbruche des Feuers auf dem Brandplatze erschienen und leiteten persönlich die Löscharbeiten. — Baron von Hirsch hat für das hiesige deutsche Hospital 25,000 Francs gespendet.

Die Post brachte bis zu Schluß des Blattes keinen literarischen Beitrag unseres geehrten Mitarbeiters Dr. Zirndorf, weshalb wir unsere Leser bezüglich der Fortsetzung von „Ein Blatt vom Wege" auf die nächste Nummer vertrösten müssen.

Verlobungen.

Blum — Strauß. — Herr David C. Blum von Broken Bow, Neb., mit Frl. Mandie Strauß von Chicago. Keine Karten.

Regenstein — Strauß. — Herr Julius Regenstein mit Frl. Becky Strauß, beide von Chicago. Keine Karten.

Sommer — Weil. — Herr Max Sommer mit Frl. Regina Weil, beide von Monroe, La. Keine Karten.

Wineman — Sylvester. — Herr M. J. Wineman mit Frl. Nellie Sylvester, beide von Jacksonville, Fla.

Guthman — Rosenthal. — Herr E. L. Guthman von Atlanta, Ga., mit Frl. Polly Rosenthal von Memphis, Tenn. Keine Karten.

Barth — Barth. — Herr Moses L. Barth von Columbia, Mo., mit Frl. Pauline Barth von Boonville, Mo. Keine Karten.

Nr. 3 der Deborah vom 16. Juli 1868 ist gänzlich vergriffen. Wir müssen daher das höfl. Ansuchen an unsere Abonnenten stellen, uns mit der Zusendung derselben einen Freundschaftsdienst erweisen zu wollen.

The BLOCH Pub. and Print. Co.

Macaulay über die jüd. Religion.

In Macaulay's „kritischen und historischen Aufsätzen (deutsch von Möllenhoff I. Bd.) finde ich in dessen kritischer Besprechung von John Miltons „Verlorenes Paradies" die bedeutsamen Aeußerungen über die jüdische Religion, die bei der hohen Achtung, die Macaulay in der Weltliteratur einnimmt, hier wohl eine Wiedergabe verdient:

„Die Geschichte der Juden ist die Erzählung eines fortdauernden Kampfes zwischen einem durch die furchtbarsten Weihen geschützten reinen Deismus und dem seltsam berückenden Verlangen, einen für die Sinne wahrnehmbaren Gegenstand der Anbetung zu haben. Vielleicht hat von alle den untergeordneten Ursachen, denen Gibbon die schnelle Verbreitung des Christenthums zuschreibt, während das Judenthum kaum je einen Proselyten gewann, keine eine so mächtige Wirkung gehabt, wie jenes Bedürfniß. Gott, der Unerschaffene, der Unergründliche, der Unsichtbare, zog nur wenige Verehrer herbei. Philosophen mochten einen so hohen Begriff bewundern; die Menge wandte sich mißfällig von Worten ab, welche ihrem Gemüth keinen sichtbaren Anhalt boten. Aber vor der in menschlicher Gestalt verkörperten, unter Menschen wandelnden Gottheit, die allen ihren Gebrechen unterworfen, ihre Gefühle theilte, die auf ihren Gräbern weinte, die in der Krippe schlummerte und am Kreuze verschied, vor dieser sank alles in den Staub: die Vorurtheile der Synagoge, die Zweifel der Akademien, der Stolz des Porticos, die Fasces der Lictoren, die Schwerter von dreißig Legionen. Bald nachdem das Christenthum seinen Sieg vollendet hatte, begann dasselbe Princip, welches ihm als Stütze gedient hatte, einen verderblichen Einfluß zu üben. Es entwickelte sich daraus ein neuer Götzendienst. Schutzheilige übernahmen die Obliegenheiten der Haus- und Familiengötter. Der heilige Georg trat an die Stelle des Kriegsgottes Mars. St. Elmo tröstete die Seefahrer über den Verlust von Castor und Pollux. Die Jungfrau Maria und die heil. Cäcilie ersetzten Venus und die Musen. Die Anmuth und der Zauber des Geschlechts wurden wieder mit der Hoheit himmlischer Würde vereinigt, und ritterloser Frauendienst mischte sich mit dem Cultus der Religion. Die Bestrebungen der Roformatoren haben oft versucht, diesen Gefühlen Einhalt zu thun, ohne je etwas mehr zu erreichen, als einen scheinbaren oder theilweisen Erfolg. Die Eiferer, welche die Bilder in den Kathedralen zerstörten, wurden nicht immer damit fertig, die Götzen aus ihrem eigenen Busen zu entfernen. Es würde nicht schwer sein zu beweisen, daß es sich auf dem Gebiete der Politik nicht anders verhielt. Wir fürchten, daß Doctrinen im Allgemeinen erst körperliche Gestalt gewonnen haben müssen, bevor sie im Gemüth des Volkes zu zünden vermögen. Das Interesse der Menge ist leichter in Bewegung zu setzen für das nichtssagende äußere Zeichen, oder für den unbedeutendsten Namen, als für das wichtigste Princip."

Diese Darstellung würde sich demnach, um mit Disraeli zu sprechen, darin zusammen fassen lassen, daß „das Christenthum Judenthum für die Menge" sei.
